

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm

Diese ebenso bekannte wie banale Feststellung resultiert einzig und allein aus der immer gleichbleibenden Schwerkraft unserer Erde. Dabei beschreibt sie das beobachtete Ereignis allerdings weniger exakt als vage, denn was ist mit »nicht weit« gemeint, und unter welchen Umständen wurde gemessen? Wenn man die Verwendung dieser Feststellung berücksichtigt, dann will sie offensichtlich auch gar keinen physikalischen Sachverhalt beschreiben, sondern eher einen soziologischen. »Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm« ist deshalb auch weniger in Lehrbüchern zu finden als vielmehr in Sammlungen von Redensarten und Lebensweisheiten.



Laut Wikipedia handelt es sich übrigens gar nicht um ein ur-eigen deutsches Sprichwort: Zum Beleg werden 19 Sprachen aufgelistet, in denen diese Redewendung wortwörtlich oder gleichmeinend vorkommt. Auf Venezianisch kennt man sie z. B. so: »Wer vom Huhn abstammt, wird wie ein Huhn scharren.« Gerade die venezianische Version lässt die Anwendung gut erkennen, die mit dem fallenden Apfel gemeint ist. Es geht um die Verhaltensmuster der jeweiligen Nachkommen. Kinder ahmen die Eigenschaften und Verhaltensweisen ihrer Eltern nach.

Ist das wirklich so?

Wenn dieser Sachverhalt in vielen Ländern bekannt ist (und die Liste der 19 ist ja eine nach oben offene Liste), kann man sicher mit einer gewissen Berechtigung davon ausgehen, dass diese Feststellung zumindest nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Und wer von uns hätte diese Beobachtung nicht schon selber gemacht – zumindest wenn es um die Beurteilung von anderen geht!

»Das hat sie von ihrer Mutter.«
 »Sein Vater trank doch auch schon so!«
 »Die können eben nicht haushalten, das konnten die Großeltern schon nicht.«
 Unsere Wahrnehmung ist von derartigen oder ähnlichen Urteilen geprägt. Von Urteilen, die wir eigentlich hilfreich finden, weil sie uns die Welt erklären, die aber zumindest immer dann fatal sind, wenn sie sich verfestigt haben und keine Korrekturen mehr zulassen.

Die Bibel kennt übrigens auch dieses Phänomen: »Wie die Mutter, so ihre Tochter«, heißt es z. B.

bei Hesekiel (16,44). Der Prophet meint damit, dass dieses Urteil von den umliegenden Völkern gefällt wird, wenn sie die Negativentwicklung des Gottesvolkes wahrnehmen und realisieren, dass sich diese Entwicklung seit Generationen fortsetzt. Gleichzeitig verweist Hesekiel aber darauf, dass es sich bei dieser »Erkenntnis« um ein Sprichwort handelt – aber nicht um eine Gesetzmäßigkeit.

Selbstverständlich ahmen Kinder die Gewohnheiten ihrer Eltern nach – oder aber eben nicht. Gerade die Bücher Könige und Chronika beschreiben beide Phänomene. Da wird von Königen berichtet, die nahezu Kopien ihrer Eltern sind, und anderen, die genau das Gegenteil von dem tun, was sie bei ihren Eltern sahen. Ergo: Es ist immer Vorsicht geboten, wenn wir Urteile über das Verhalten unserer Mitmenschen fällen.

Es ist allerdings auch dann Vorsicht geboten, wenn jemand mit Verweis auf seine Abstammung das eigene Verhalten zu erklären sucht. »Ich bin nun mal so, das gehört zu meinem Charakter.«
 »Das war bei meiner Mutter schon so, das kann ich nicht ändern.«
 Meist ist diese Art Erklärung eher als Entschuldigung oder Rechtfertigung gemeint.

Die Bibel kennt viele Beispiele, wo sich Verhaltensmuster nachhaltig verändert haben, sowohl zum Positiven als auch zum Negativen hin. Ein ganz bemerkenswertes Beispiel ist in diesem Sinn Johannes, der Jünger Jesu.

Johannes, der Fischer

Während uns das Neue Testament eindeutig mitteilt, dass der Jün-



ger Johannes ein Sohn von Zebedäus war (Mt 4,21; 10,2), erfahren wir den Namen seiner Mutter nur durch Kombination. Aus der Gegenüberstellung der beiden Textstellen Mt 27,56 und Mk 15,40 hat die christliche Tradition mit gutem Grund geschlossen, dass die Frau, die bei Markus »Salome« genannt wird, die Mutter der beiden Brüder Jakobus und Johannes war. Gleichzeitig erfahren wir damit auch, dass Johannes (mindestens) einen Bruder hatte. Und dass die beiden bei ihrem Vater arbeiteten, der am See von Galiläa ein Schiff hatte, lesen wir in Mt 4,21. Zebedäus scheint sogar einen Fischereibetrieb zu haben und relativ wohlhabend gewesen zu sein, denn außer den beiden Brüdern hatte er auch noch Tagelöhner beschäftigt (Mk 1,20).

Wahrscheinlich gehörte die Familie von Zebedäus zu den Familien in Israel, die auf den Messias warteten; zumindest hielt sich ihr Sohn Johannes zu den Männern, die sich um den Namensvetter scharten, der den Zusatz »der Täufer« hatte. Der war es auch gewesen, der Johannes eines Tages auf Jesus aufmerksam gemacht hatte: »Siehe, das Lamm Gottes« (Joh 1,35f.). Neugierig, wie er war, war er noch am gleichen Tag mit seinem Freund Andreas zu dem Rabbi gegangen – und sie waren bei ihm geblieben.

Johannes gehörte zu den ersten Jüngern, die sich zu Jesus hielten, und er war beileibe nicht der unbedeutendste. Er selbst stellte sich zwar nie in den Vordergrund, neben Petrus und seinem Bruder Jakobus gehörte er aber wohl zu den Jüngern, die eine besondere

Beziehung zu Jesus hatten. Bei verschiedenen Gelegenheiten treten nur die drei gemeinsam mit ihrem Meister auf: Bei der Auferweckung der Tochter des Jairus (Mk 5,37), bei der sogenannten Verklärung Jesu (Mk 9,2) und im Garten Gethsemane (Mk 14,33).

Die besondere Zuneigung zu Christus endete für Johannes nicht mit der Himmelfahrt. Im Gegenteil, gerade nachdem der Herr die Erde verlassen hatte, sehen wir ihn als einen, der ganz besonders an der Bildung und dem Aufbau der Gemeinde beteiligt ist. Später zählt er – wieder gemeinsam mit Petrus und seinem Bruder Jakobus – zu den »Säulen der Gemeinde« in Jerusalem (Gal 2,9).

Johannes, der Autor

Von den zwölf Jüngern, die dauerhaft bei Jesus geblieben waren, hatten offensichtlich nur zwei den Auftrag erhalten, aufzuschreiben, was sie mit Jesus erlebt hatten. Neben Matthäus war das eben Johannes, der auf diesem Weg ein Evangelium verfasste. Darüber hinaus schrieb er noch drei Briefe und sozusagen als krönenden Abschluss die Offenbarung. Auch andere Jünger werden Briefe geschrieben und versandt haben, aber nur die von Johannes wurden dem neutestamentlichen Kanon hinzugefügt.

Die Bücher des Neuen Testaments haben jeweils besondere Schwerpunkte und Akzentuierungen. Die Schriften von Johannes sind u. a. dadurch gekennzeichnet, dass das Wort *Liebe*¹ deutlich häufiger vorkommt als in vergleichbaren anderen Büchern derselben Gattung: Während es in

1 Entweder als eigenständiges Nomen, als Verb oder als Ableitung.

den drei synoptischen Evangelien zusammen 39-mal auftritt, wird es allein im Johannesevangelium 46-mal genannt. In den Briefen von Jakobus und Petrus (insgesamt 270 Verse) taucht das Wort *Liebe* insgesamt 23-mal auf, in den drei Briefen, die Johannes verfasst hat (zusammen 132 Verse), 44-mal. Paulus gebraucht das Wort 116-mal – allerdings in 13 Briefen bzw. 2032 Versen!

Ein Merkmal der johanneischen Briefe ist also der Hinweis auf bzw. die Aufforderung zur Liebe. Eigentlich wundert es uns ein wenig – zumindest wenn wir uns der Person dieses Jüngers nähern, wie sie in den Evangelien geschildert wird. Dort erlebt man ihn eher impulsiv, cholerisch, fanatisch, unbeherrscht, sogar zur Gewalt neigend.

Johannes, der Wichtige

Er war, wie gesagt, einer der ersten Jünger, die Jesus folgten. Und in seiner Nachfolge war er konsequent – weil er wusste, wem er folgte. Dass er dabei zuweilen zu weit ging und sich selbst zum Maßstab machte, wird in der Episode deutlich, wo er sich zum Sprecher der Zwölf machte und im Brustton der Überzeugung seinem Herrn und Meister von einer getroffenen Entscheidung berichtete. Sie hatten nämlich jemanden gemäßregelt, der Dämonen austrieb – und zwar im Namen Jesu. Das Schlimme daran war für Johannes, dass er ihnen, den ausgewählten Jüngern, nicht folgte, also gar nicht autorisiert war, Dämonen auszutreiben. Einfach so hatte der sich erdreistet – und zwar ohne dass er ihnen, den rechtmäßigen

Jüngern, nachgefolgt wäre. Ein Umding in seinen Augen. Souverän hatte der Herr ihn auf seine Weise korrigiert: »Wehrt nicht, denn wer nicht gegen euch ist, ist für euch« (Lk 9,50).

Bemerkenswert sind übrigens Anlass und Zeitpunkt dieser Episode: Markus deutet darauf hin, dass Johannes seinen Hinweis auf den Dämonenaustreiber als Antwort auf eine vorausgegangene Belehrung verstanden hatte. So eben hatten sie im Kreis der Jünger darüber gestritten, wer denn nun der Größte unter ihnen sei und die Führerschaft beanspruchen könne. Und da hatte der Herr auf ein Kind verwiesen, um das es sich zu sorgen gelte, und damit den Jüngern klarzumachen versucht, dass im Reich Gottes andere Maßstäbe gelten als in der Welt. Das galt und gilt es immer noch zu lernen. Die Reaktion von Johannes zeigt, dass er damals noch am Anfang dieses Lernprozesses stand – und offensichtlich noch einen langen Weg vor sich hatte.

Auch kurze Zeit später – der Herr stand gerade im Begriff, mit seinen Jüngern nach Jerusalem zum Laubhüttenfest zu gehen – machte Johannes wieder einmal seinen aktuellen Entwicklungsstand deutlich. In Galiläa waren sie gewesen und nun also auf dem Weg nach Judäa. Und wieder wählte ihr Meister den Weg durchs Westjordanland, auch wenn – oder eher gerade weil – sie dabei durch Samaria ziehen mussten.

Den Weg durch Samaria hatte Jesus schon einmal gewählt. Damals, als sie in die entgegengesetzte Richtung, nach Galiläa ge-





zogen waren – um bei Sichar einer Frau zu begegnen. Damals hatte nicht nur diese Frau an ihn geglaubt, sondern die ganze Stadt hatte ihn schließlich als den Heiland der Welt erkannt (Joh 4,42). Jetzt schickte er ein paar seiner Jünger, unter denen auch Johannes war, voraus, »um für ihn zuzubereiten« (Lk 9,52). Sie werden wohl erzählt haben, was ihr eigentliches Ziel war, und offenbar war gerade das ihr Fehler. Als die Samariter nämlich vernahmen, dass sie auf dem Weg nach Jerusalem waren, verweigerten sie ihnen die Gastfreundschaft. Über die Gründe lässt sich trefflich spekulieren. Dass das Verhältnis zwischen Juden und Samaritanern nicht eben gut war, ist bekannt und historisch bedingt. Aber in Sichar hatte man sie nicht nur freundlich empfangen, sondern auch noch zum weiteren Verweilen aufgefordert. Hier geschieht nun genau das Gegenteil. So wie es immer ist im Leben, wenn es um die Beziehung zu Jesus Christus geht. Die einen nehmen ihn an, die anderen lehnen ihn ab.

Aber hier soll es ja nicht um die Spekulation über die Motive gehen, sondern um die Reaktion auf die Reaktion: Wie reagieren wir bei Ablehnung? Johannes und sein Bruder, in blindem Eifer für ihren Meister, wollen »Feuer vom Himmel herabfallen und sie verzehren heißen« (Lk 9,54). Wir dürfen ihnen zugutehalten, dass sie nicht selbst aktiv werden, sondern zunächst ihren Meister fragen. Aber ihr Vorschlag ist radikal, und dabei wissen sie sich in guter Gesellschaft: Feuer wollen sie vom Himmel fallen lassen, wie es einst

Elia getan hat. Man beachte: Sie fordern nicht Jesus dazu auf, sie würden es gerne selber tun und wähen sich auf einer Ebene mit dem zum Himmel aufgefahrenen Propheten.

Der Herr »wandte sich aber zu ihnen um und tadelte sie«, berichtet Lukas. Worin dieser Tadel lag, wird nicht mitgeteilt. Aber es wird deutlich gewesen sein, dass sie mit ihrem Ansinnen gänzlich falsch lagen. Die NGÜ verweist an dieser Stelle auf eine »weniger gut bezeugte Lesart«, nach der Jesus gesagt haben soll: »Ihr wisst nicht (od. Wisst ihr nicht), welcher Geist euch bestimmt (od. bestimmen soll). Denn der Menschensohn ist nicht gekommen, um das Leben der Menschen zu vernichten, sondern um es zu retten.«

Ob der Herr nun bei dieser Gelegenheit die weniger gut belegten Sätze gesagt hat oder nicht, sie würden jedenfalls sowohl zur Situation als auch zu seinem Selbstverständnis passen. Johannes und sein Bruder hatten bis dahin offensichtlich noch nicht verstanden, was es heißt, Jesus nicht nur nachzulaufen, sondern wirklich nachzuziehen und in seiner Gesinnung zu handeln. Um nicht missverstanden zu werden, sollte ich hier treffender schreiben: *auch* noch nicht. Denn dies ist ein lebenslanger Prozess, und wer hätte damit keine Mühe?

Der Herr weiß es – bei uns ebenso, wie er es bei den Söhnen des Zebedäus wusste. Ihm brauchen wir nichts vorzumachen. David fasst diese Erkenntnis folgendermaßen zusammen: »Er kennt unser Gebilde, ist eingedenk, dass wir Staub sind« (Ps 103,14). Und

unser Johannes wird es später in anderem Zusammenhang zwar, aber dennoch treffend so sagen: »Jesus selbst aber vertraute sich ihnen nicht an, weil er alle kannte und nicht bedurfte, dass jemand Zeugnis gebe von dem Menschen; denn er selbst wusste, was in dem Menschen war« (Joh 2,24f.).

Das wusste er übrigens lange bevor er seine Jünger in seinen Dienst berief, und dennoch hat er sie berufen. Und er hat es seinen Jüngern auch zu erkennen gegeben, dass er sie kannte und richtig einzuschätzen wusste: »Boanerges« nannte er die beiden Söhne des Zebedäus, »Donnersöhne«, und damit war eigentlich schon alles gesagt.² Ungeklärt bleibt indes, ob diese Bezeichnung ein stehender Begriff (Spitzname) war oder sich tatsächlich auf ein Elternteil bezog. Auch ob die besonderen Charaktereigenschaften der beiden Brüder eher genetisch bedingt oder eher anerzogen waren, bleibt dahingestellt. Ganz sicher waren sie beides.

Erstaunlich ist, dass ihre Mutter offenbar ähnlich gestrickt war wie ihre Söhne – oder doch eher umgekehrt (siehe Titel)? Die Begebenheit, die dies erhellt, wird sowohl von Matthäus (20,22ff.) als auch von Markus (10,35ff.) berichtet. Während bei Markus die Mutter gar nicht in Erscheinung tritt, scheint bei Matthäus die Initiative des Verlangens von Salome ausgegangen zu sein. Jedenfalls wird sie als diejenige geschildert, die mit der konkreten Forderung zu Jesus kam und von ihm erbat, dass ihre Söhne im Reich Gottes an seiner Seite sitzen sollten. Die Antwort Jesu lässt erkennen, dass

der mütterliche Vorstoß offenbar in Absprache mit den Söhnen erfolgte, denn er spricht sie im Plural an: »Ihr wisst nicht, was ihr erbittet« (Mt 20,22).

Johannes, der Jünger

Wenn wir das Gesagte zusammenfassen, müssen wir uns der Frage stellen: Wie passt all das zu dem, wie Johannes in seinem Evangelium und in seinen Briefen auftritt? Wie erklärt sich dieses überproportional häufige Auftreten der Liebe bei einem Jünger,

- der von sich selbst so überzeugt war, dass er offenbar keine Scheu hatte, sich über andere zu stellen,
- der andere an sich selbst maß und letztlich negativ beurteilte,
- der denen, die sich seinen Vorhaben widersetzen, massiv entgegentrat und dabei sogar deren Tod billigend in Kauf nahm.

Bevor wir eine Antwort versuchen, müssen wir uns folgende Aspekte in Erinnerung rufen:

- Die Informationen, die uns den eher negativen Johannes zeigen, werden uns ausschließlich in den synoptischen Evangelien mitgeteilt.

• Obwohl Johannes zum inneren Kreis der Jünger gehörte, erwähnt er sich selbst in seinem Evangelium überhaupt nicht, jedenfalls nicht mit Namen. Wenn es nicht zu vermeiden ist, von ihm zu reden, dann in der (fast) immer gleichen umschreibenden Weise, etwa »der andere Jünger«, zuweilen ergänzt durch den Zusatz »den Jesus liebte«.

• Johannes hat sowohl sein Evangelium als auch die drei Briefe, die nach ihm genannt sind,



² Ungeklärt bleibt, ob der Herr den beiden Brüdern schon am Tag der offiziellen Berufung den Beinamen »Söhne des Donners« gab, ob dies erst später erfolgte oder ob Markus, der ja der einzige Evangelist ist, der diesen Umstand überhaupt berichtet, dies erst retrospektiv tut. Bei Simon, dem Jesus ebenfalls einen Beinamen gab, wird die konkrete Begebenheit mitgeteilt, bei der er »Petrus« genannt wurde.



mit großer Wahrscheinlichkeit erst am Ende des 1. Jahrhunderts geschrieben und damit viele Jahre nach der Entstehung der drei synoptischen Evangelien.

Das Johannesevangelium wird u. a. deshalb nicht zu den synoptischen gezählt, weil es zu ca. 90 % Sondergut enthält, also Begebenheiten und Aussagen, die in keinem anderen Evangelium zu finden sind. Das gilt freilich auch umgekehrt: Vieles, was Matthäus, Markus und Lukas berichten, sucht man bei ihm vergeblich. So fehlen bei ihm beispielsweise auch die Geschehnisse, bei denen Johannes, wie oben gezeigt, weniger gut aussieht. Wäre es Johannes selbst gewesen, der eigenverantwortlich hätte auswählen können, was er schrieb und was er wegließ – wir als Leser könnten für einen Verzicht auf bestimmte Passagen durchaus ein gewisses Verständnis aufbringen. Aber wir sind gewiss: Nicht Johannes war es, der die Auswahl verantwortete, »*vielmehr haben Menschen, vom Heiligen Geist geleitet, im Auftrag Gottes geredet*« (2Petr 1,21 NGÜ).

Das muss dann allerdings auch für solche Mitteilungen gelten, die Johannes in einem positiven Licht hätten erscheinen lassen. Und in der Tat, gerade die Passagen, die von den besonderen Aufgaben berichten, die Petrus, Johannes und Jakobus zu erledigen hatten, werden im Johannesevangelium ebenfalls nicht erwähnt. Das ist umso erstaunlicher, als dieser sog. »innere Kreis der Jünger« doch ausdrücklich vom Herrn ausgewählt worden war, ihn bei ganz besonderen Anlässen zu begleiten.³ Auf die Darstellung dieser

Ereignisse gänzlich zu verzichten passt nur zu einem Autor, dem auch der inspirierende Geist ein hohes Maß an Bescheidenheit attestieren kann.

Und genau dazu passt seine feine Zurückhaltung, wenn es darum geht, sich selbst darzustellen. Es wurde schon darauf verwiesen, dass Johannes sich selbst nie bei seinem Namen nennt. Das hätte er selbstverständlich tun können, so wie es sein Kollege Matthäus in »seinem« Evangelium auch getan hatte – zumindest bei der Auflistung der Apostel. Aber Johannes verzichtet bewusst darauf – und ich bin überzeugt, dass das nicht ausschließlich auf den inspirierenden Geist, sondern sehr wohl auch auf den schreibenden Zeugen zurückzuführen ist. Er umschreibt, wenn es um ihn selbst geht, in der Regel mit »*der andere Jünger*« und ergänzt das fünfmal durch den Hinweis »*den Jesus liebte*«. ⁴

War Johannes der Auffassung, dass Jesus ihn allein oder zumindest mehr als die anderen Jünger geliebt hatte? An den Stellen, wo er auf die Liebe seines Herrn zu seinen Jüngern zu sprechen kommt,⁵ macht er keine Abstufung bezüglich des Umfangs oder der Intensität von Jesu Liebe. Im Gegenteil, er war davon überzeugt, dass Christus keinen der Jünger bevorzugte oder benachteiligte, seine Liebe galt allen gleichermaßen. Aber nur von sich selbst sagt er, dass ihm dieses Geliebt-Sein auch bewusst war. Übrigens: Johannes betont nicht seine Liebe zu Christus – dazu hatte es am See von Genesareth mal ein Gespräch gegeben, dem er beigewohnt hatte – nein,

3 Zu den besonderen Ereignissen zählen die Auferweckung der Tochter des Jairus, die Geschehnisse auf dem Berg der Verklärung und die Begleitung des Herrn auf seinem Weg in den Garten Gethsemane.

4 Joh 13,23; 19,26; 20,2; 21,7.20.

5 Joh 13,1.34; 15,9f.12.

genau umgekehrt: er ist sich der Liebe Christi bewusst.

Es ist bemerkenswert, dass er auf dieses »Selbstbewusstsein« erstmals hinweist, als es nicht mehr zu vermeiden ist. Fast drei Jahre war er mittlerweile mit Jesus zusammen, hatte gesehen und erlebt, wie er mit Menschen umgegangen war. Insbesondere mit denen, die nicht im Rampenlicht standen: mit Kranken, mit Benachteiligten, mit Kindern. Aber auch und gerade mit denen, die ihm feindlich gesinnt waren: mit den Schriftgelehrten, Pharisäern und Obersten. Er hatte auch gesehen, wie er mit ihnen, den Jüngern, umgegangen war. Wie er ihrem Streit begegnet war und ihrem Egoismus.

Und gerade hatte er seinen Herrn erlebt, wie er so bereitwillig die Rolle des Dieners eingenommen und ihnen allen die Füße gewaschen hatte. Und jetzt wird er von Petrus aufgefordert, den Herrn zu fragen, wer denn von ihnen zu einer solchen Ungeheuerlichkeit fähig sein würde, ihn, den Christus, den Gesalbten Gottes, zu verraten und auszuliefern. Das hatte Jesus soeben behauptet – und es übertraf ihrer aller Vorstellungskraft. Das musste ein Irrtum sein – wem war solches zuzutrauen? Um das abzuklären, war Johannes aufgefordert worden, bei Jesus nachzufragen, denn er lag während des Essens immer unmittelbar neben seinem Meister. Und er lag in dessen Nähe, weil er ihn bewunderte, weil er sich seiner Liebe gewiss war und deshalb seine Nähe suchte.

Johannes erwähnt sich auch später noch – zunächst aber nicht

mehr mit dem besagten Zusatz. Als er die Szene beschreibt, die sich im Hof des Hohenpriesters abspielte, wo gerade er maßgeblich daran beteiligt war, dass seinem Freund Petrus der Zugang in den Hof ermöglicht wurde, da hält er den Zusatz für nicht angebracht. Den fügt er erst wieder hinzu, als er das Geschehen auf Golgatha beschreibt.

Was hatte Johannes in den letzten Stunden alles erlebt:

- das Ringen in Gethsemane
- das Verhör vor Kajaphas
- die Leugnung von Petrus
- das Schauspiel bei Pilatus
- die Geißelung der Soldaten
- den Spott der Menge
- die Flucht der Jünger
- den Weg nach Golgatha
- die barbarische Kreuzigung

Und wie hatte er seinen Herrn dabei wahrgenommen? Und jetzt hing sein Herr an diesem Kreuz, blutüberströmt und von unsäglichem Schmerzen gepeinigt in der brütenden Mittagssonne – bat für seine Feinde und sorgte sich um die Zukunft seiner Mutter, die dieses brutale Spektakel durchleiden musste.

Wenn er auch noch einen Funken Zweifel gehabt hätte, jetzt wusste Johannes ein für alle Mal, was Liebe war. Ich zweifle nicht, dass gerade das Erleben der Passion den Charakter des Donnersohnes nachträglich geprägt und verändert hat: zu dem Jünger, den Jesus liebte.

Horst von der Heyden

